

(Nachdruck verboten.)

34)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der Schluß- und Knalleffekt dieser wundervollen Stunde wurde dargestellt durch Herrn Seegert's Taschentintensaf und Federhalter, sowie durch zwei längliche Streifen Papier, auf die Herr Kreiser nur die Ziffer 10 000 und seinen Namen zweimal zu schreiben nötig hatte. Je einen dieser beiden unscheinbaren Streifen überreichte er Richard und dem Agenten, dem letzteren als Verlobungs Geschenk des künftigen Schwiegervaters. Man sah noch Herrn Seegert heimlich in die Tasche greifen und einen kleinen Beutel Herrn Kreiser zustecken, dann wurde Abschied genommen, und mit Herrn Seegert fuhren die beiden zur Stadt zurück.

Es war ein prächtiger Sommermorgen, die Pferdechen trabten wirklich übermüthig, der Agent kimperte mit seinen letzten paar Silberstücken und hatte Lust, wie ein dummer Junge sie aus dem Wagen zu werfen, irgendwohin.

Der Tag, der an diese Morgenstunde sich schloß, ist schwer zu beschreiben, denn er brachte fast zu viel Ueberraschung, Staunen, Neid und Glück.

Zuerst einmal hielt der Wagen vor dem großen Hause in der Manerstraße, und der Portier lief die Treppe herab und öffnete die Wagenthür. Herr Seegert trat mit seinen beiden Begleitern ein, erbat sich von ihnen die Checks und ließ dieselben an der Hauptkasse mit so gleichgiltiger Miene in Tausendmarkscheine, Hundertmarkscheine und Gold umwandeln, als ob es sich um lauter Butterbrote handelte. Mit leise zitternder Hand nahm Richard seinen Theil, der Agent hingegen — nein, nennen wir ihr nicht mehr „Agent“, sondern mit seinem guten Namen Albert Schweder — hatte sich in die neue Rolle schon so gefunden, daß er ruhig Zeigefinger und Daumen etwas naß machte und die Banknotenpakete sorgfältig durchzählte. Er sah sich dabei dem Bahne hin, den Deutsche Bank-Deuten zu imponiren, aber die schienen sich um ihn und Richard keinen Deut zu kümmern, und einer derselben — es war elf Uhr vormittags — nahm sogar in größter Gleichgiltigkeit ein Stück Wurst hervor und begann dasselbe zu verzehren.

Vor der Thür trennten sich die beiden künftigen Schwäger, und Albert nahm jetzt zunächst einmal Gelegenheit, seinen äußeren Menschen zu mustern. Er trug immer noch den Pastorenanzug, weiße Halsbinde und Zylinderhut, und mußte darin bei hellem Tageslicht lächerlich aussehen. Namentlich da er in diesem Anzuge geschlafen und den würdigen Rock sehr zerdrückt hatte.

Mit zehntausend Mark in der Tasche ändert man indessen seine Erscheinung schnell und vortheilhaft, und gegen zwölf Uhr mittags hatte Albert ungefähr das Aussehen eines Lords. Er trug einen ganz klein karrierten Londoner Anzug, ein graues, feines Hüthen, Stiefel mit Veinengamassen und über dem Arm einen seidengefütterten Paletot à la Jockey. Um halb eins war er rasirt, frisirt und parfümirt, sandte Aemchen eine Depesche, daß er nachmittags zu ihr komme und in Seligkeit schwimme, und begab sich dann zum Trauermagazin. Nicht für hundert Mark hätte er einen Besuch der Tante an diesem Tage unterlassen.

Es war Mittagszeit, und die alte Dame war eben beschäftigt, mit ihrer Schwägerin über die Zähigkeit des Roastbeef's zu streiten, als Albert eintrat.

„Wünsche wohl zu speisen,“ sagte er, und legte Hut und Paletot zur Seite, „bon appetit, wie der Franzose sagt.“

Die Tante maß ihn von oben bis unten wie ein Subjekt, dessen Dreistigkeit anfängt, Menschen aus der Ruhe zu bringen. Dabei wurde ihr Blick immer erstaunter, und der englische Anzug irritirte sie dermaßen, daß sie Messer und Gabel aus der Hand legte. Endlich fragte sie und verschluckte sich fast bei den drei Worten: „Wünschst Du etwas?“

„Wer, liebe Tante,“ sagte der gute Nefse und zog sich die hellgelben Handschuhe von den Fingern, „wer in aller Welt darf von sich sagen, daß er wünschlos sei? Wenn ich einen Löffel Suppe mitessen darf, wären meine Wünsche allerdings erfüllt. Ich habe großen Hunger.“

Er zog einen Stuhl heran und nahm Platz.

Ueber seine arme Mama ging ein Frösteln. Sie hatte die Empfindung, daß im nächsten Moment etwas Schauderhaftes eintreten müsse, und ein namenloses Staunen überfiel sie, als die Tante ruhig blieb und leidlich gelassen sagte: „Habe die Freundlichkeit und besorge ihm Keller und Besteck.“

Die Tante war ein Fuchs und seiner Schachspieler. Daß diese riesige und quasi selbstvernichtende Frechheit ihres Nefsen in irgend einem Glücksfall ihren Grund haben müsse, war ihr sofort klar; dafür sprachen ja auch der vornehme Anzug und des Agenten unerträglich vergnügte Miene.

Zunächst war von allerlei Gleichgiltigem die Rede, und nur kurze Worte wurden gewechselt. Schließlich begann der Nefse scharf vorzugehen: „Welches Glück manche Leute haben, ist erstaunlich. Du wirst Dich, liebe Tante, an den Photographen Kreiser erinnern, der oben das Atelier hatte“, — diese Frage allein war bereits ein scharfer und treffsicherer Stich — „was wirst Du dazu sagen, daß dieser Mann eine Erbschaft gemacht hat?“

Die Tante schluckte einigemal und sagte dann, das sei ihr gleichgiltig. Die größten Hallunken kämen am besten durch die Welt, das sei die Thatsache. Im übrigen bräuchte ein Mensch wie Kreiser jede Erbschaft in vier Wochen durch, das sei ihr Trost.

„Das kommt darauf an,“ versetzte der Nefse, „wie groß die Erbschaft ist; zum Beispiel giebt es Summen, die man wenigstens mit gewöhnlichen Mitteln, nicht schnell klein kriegen kann. Du wirst das zugeben.“

„Ich gebe garnichts zu,“ sagte die Tante, „und wenn ich bitten darf, so erinnere mich nicht an einen Menschen, der mich Jahre meines Lebens gelostet hat. Zwei Dinge giebt es, über die ich nie mehr zu sprechen wünsche, das ist erstens dieser Gauner von Kreiser und zweitens die Nizzaer Reise.“

Albert aß jetzt sein Roastbeef, nahm sich mit dem Hauptangriff Zeit und lenkte als kleinen Abstecher das Gespräch auf Jettchen.

Just das war nun der Tante wunder Punkt neuesten Datums. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie Jettchen geknufft hatte, dann aber auch eine Zeit, wo sie die Liebe und Güte selbst gegen dieses Mädchen gewesen war. Zwei Monate hatte sie ihr das blaue Zimmer eingeräumt und war gleichsam als Brautmutter bei der Hochzeit des Waisenmädchens anwesend gewesen. Welche Unkosten ihr aus alledem erwachsen waren, läßt sich kaum recht berechnen. Nun war heute ein Brief im Trauermagazin eingetroffen, goldgerändert und von nie gesehenem Papier, in welchem Jettchen die sieben Badenfräulein einlud, Mittwoch abends im Kaiserhof ihre Gäste zu sein. Sie sei auf der Durchreise nach Wien und wolle mit ihrem guten Mame und den sieben einen recht lustigen Abend verleben. Von der Tante war in dem Schriftstück mit keinem Worte die Rede!

„Daß Unbath der Welt Bohn ist,“ sagte sie zu ihrem Nefsen, „braucht Madam Jettchen mir freilich nicht erst zu beweisen, jedenfalls bitte ich Dich aber, auch über diese Person in meiner Gegenwart kein Wort mehr zu verlieren.“

„Es ist schwer,“ erwiderte er, „liebe Tante, ein Thema zu finden, das Dir gefällt. Christian hat, wie ich zu meinem Leidwesen höre, gleichfalls Dein Mißfallen erregt, und ich kann es unter solchen Umständen kaum wagen, Dir von meiner Verlobung Mittheilung zu machen.“

„Verlobung?“ Die Tante fuhr erstaunt herum.

„Verlobung?“ Albert's Mama sagte seine beiden Hände und war tief erregt.

„Leider mit einem jungen Mädchen, das der Tante nicht zusagt, nämlich mit Herrn Kreiser's Tochter Anna.“

Beide Frauen waren außer sich, selbst der Tante kunstvolle Ruhe war im Nu in das Gegentheil verwandelt. Zunächst setzte er jetzt auseinander, daß seiner Braut Verlobung mit dem Justizrath aufgehoben sei, das steigerte natürlich die Traurigkeit der Mama und den Abscheu der Tante. Zweitens betonte er, daß er Anna von Herzen liebe, was die Tante für unmöglich erklärte, wenn aber möglich, so jedenfalls für schimpflich. Sie richtete sich groß und feierlich auf: „Ich erkläre Dir hiermit,“ sagte sie, „daß dieser Schritt, falls Du ihn durchführst, ein für allemal und in diesem Falle wirklich und endgiltig Dich und mich trennt.“

Dann wurde sie plötzlich weicher: „Ich bitte Dich, Albert, thue wenigstens das nicht. Seit Christians unwürdigem Benehmen mir gegenüber habe ich mehr als sonst an Dich gedacht. Du hast genug gethan, um meine Liebe für Dich in Born und Abneigung zu verwandeln, aber Du stehst mir immer wieder nahe als der Sohn meines armen geliebten Bruders.“

Hier fing die Mama an zu schluchzen, und Albert, erstaunt über diesen nie gehörten Ton, begann etwas verlegen auf seinen Schnurrbart zu beißen. Die Tante aber, durch die starke Wirkung ihrer schönen Worte selbst beeinflusst, fuhr noch milder und wehmüthiger fort: „Ich will alles vergessen sein lassen. Ich werde alt, ich bedarf einer Stütze. Komm zu mir zeige Dich großen Verhältnissen gegenüber als Mann und Kaufmann und Du wirst es nicht zu bereuen haben.“

Sie hatte die Ueberhand gewonnen, denn unmöglich konnte nach dieser sanften und edlen Rede der Nefte ihr einen Stich beibringen. So klang es denn förmlich albern und schuljungennäßig, als er den wahren Thatsbestand darlegte und von den fünf Millionen berichtete. Es war das seit dem verhängnisvollen Nachmittag in Nizza vielleicht der härteste Schlag, der die Tante traf; da er ihr aber schonend beigebracht wurde, überstand sie ihn und fand sogar die Kraft, sich zu einigen milden Worten aufzuraffen.

Sie wolle hoffen, daß Kreiser aus diesem Glücksfalle Nutzen und Besserung ziehen möge, obwohl ihr das zu glauben schwer falle. Was Nennchen betreffe, so sei die jedenfalls die angenehme aus der Kreiser'schen Familie, und es sei ja immerhin möglich, daß Albert mit dem einsachen und unverbildeten Mädchen glücklich würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Kanton.

Im Januarheft der „Revue de Paris“ findet sich ein kleiner Reisebericht aus China, der angesichts der deutsch-chinesischen Politik von allgemeinem Interesse ist. Um nur hundert Schritte in Kanton zu machen — so erzählt der französische Reisende — ist ein Führer unumgänglich notwendig. Als solcher diente ihm ein „Einkäufer“ in der Faktorei eines französischen Händlers, Herr Cho-Bing, welcher das „pinyin englisch“ verstand, in welchem die Handelsgeschäfte an dieser Küste abgemacht werden. Pferde und Wagen giebt es in Kanton nicht. Wer nicht zu Fuß gehen will, ist auf die wunderlich geformten aber praktischen Tragstühle angewiesen. Der Führer setzt sich zu dem Reisenden, und auf den Schultern von drei Lastträgern „mit enormen Waden“ beginnt die Forschungs-expedition. — „Herr, wohin gehen wir?“ fragt Cho-Bing. — „Nun, ich will die Stadt sehen.“ — „Wo?“ — „Überall.“ — „Herr wollen also einen guten Seidehändler besuchen?“ — „Nun gut.“ — Der Chinese kann es nicht begreifen, daß es jemand einfallen könnte, herum zu wandern, nur um geistige Eindrücke zu sammeln; er selbst geht lediglich zu Geschäften und gewissen Vergnügungen aus. Kommt also ein Europäer nach Kanton, so steht ihm voraus für jeden Chinesen fest, daß dieser Seide, Thee oder alte Porzellan-Kunstwerke kaufen will.

Die Gesellschaft durchwandert zuerst eine Gegend voll der elendesten Hütten aus wurmstichigem Holz, verrostetem Blech, schmutzigen Leinwanddecken, fauligen Strohmatte und Bambusflechtwerk. Ueberall sinkt es nach verwesten Fischen. Hier ist der Stapelploz für die chinesischen Waaren aus dem Innern, größtentheils Dinge von zweifelhaftem Werth und mit Wohlgerüchen behaftet, die für europäische Nasen unerträglich sind. Dann geht's durch ein kleines Thor in die eigentliche Stadt, die noch im Schlafe liegt, da eben „tet“, d. h. das chinesische Neujahr war, wo die Leute spät ins Bett gehen und dann auch spät aufstehen. Zuerst wird eine von Geschäftsleuten bewohnte Straße besichtigt. Ueberall sind lange hölzerne Tafeln ausgehängt, schwarz, weiß, roth oder vergoldet, mit einer leuchtenden Reihe chinesischer Schriftzeichen; vor jeder Hausthüre sind Papierlaternen. Sodann folgt eine vornehmere Straße; hier sind die Häuser sehr sauber und tragen keine Geschäftshilder. Die Hausthore, aus geschnittenem Holz und vergoldet, sind geöffnet, aber im Hausflur steht ein Schirm, um unbescheidene Blicke abzuhalten und bösen Geistern den Zutritt zu wehren. Letzterem Zwecke dient auch das Weihrauchstäbchen, das in einer kleinen Nische neben der Hausthür brennt. Die verschiedenen Geschäftsweige sind in einzelnen Straßen vereinigt, es giebt also zum Beispiel Schussergassen, Schreiner-gassen und so weiter. Nur die Schwaaarenhandlungen sind überall vertheilt. Endlich tritt man in den Laden des Seidehändlers. Ein dicker Chinese — alle reichen Chinesen sind dick — Herr Bo-Chon selber, empfängt sie, umgeben von einer Schaar von Kommis. Sie machen dem Kunden kleine „chin-chin“, d. h. sie heben die geballten Fäuste bis in die Höhe des Kopfes und schneiden dazu verbindlich lächelnde Gesichter. Defen kennt man nicht in diesen Läden. Aber darum friert Herr Bo-Chon doch nicht; denn er ist gut eingepackt in einen

bidwattirten himmelblauen Rock, der auf ein Paar apfelgrüne Hosen herabwallt; letztere sind in die weißen Socken gesteckt, so daß kein Luftzug von unten hinauf bringen kann. Der Oberleib des Herrn Bo-Chon ist durch ein halbes Duzend verschiedener farbiger Ueberwürde geschützt, deren Aermel sich am Handgelenk zurückschlagen. Hat aber Herr Bo-Chon keine Beschäftigung für seine werthe Hand, so zieht er sie ins Innere der Aermel zurück und klappt letztere um, so daß auch hier kein Lüftchen eindringen kann. Von der langen Wanderung bekommt der Reisende Appetit, und sein Führer bringt ihn zu einem Speisehaus. Die Gerichte, die man hier haben kann, sind am Schaufenster ausgestellt: Schwalbennester, saule Eier, getrocknete Fische, eingemachte Regenwürmer, Ratten am Spieß gebraten, aber auch warmes Fleisch mit weißen Nudeln und ein Ragout von Haifischflossen; ferner rothes Backwerk, blaue und grüne Zuckerveraaren und Wassergläser mit Algen von allen Farben. Eine blankgeschneuerte Treppe führt in den ersten Stock, von wo das verlockende Geräusch der „Eßstäbchen“ heruntertönt. Wie nun aber der hungrige Reisende den Speisesaal betreten will, erklärt ihm der Gastwirth mit vieler Höflichkeit: „Bitte, mein Herr, für Europäer wird hier nicht servirt.“ — „Ich habe die Ehre.“ — Und der „blamirte Europäer“ hat nun das Vergnügen, mit hungrigem Magen den langen Weg zu seinem Schiff zurückzumachen, wo er endlich seinen Appetit mit englischem Roastbeef und Pudding stillen kann.

Gleich nach der Mahlzeit wagt sich der Reisende aufs neue in das unendliche Gewirr der Straßen und Gäßchen. Kein freier Platz, kein Boulevard, kein imposanter Bau ist zu finden, der als Richtpunkt dienen könnte. Ohne den Führer ist jeder Fremde rettungslos in diesem Häuserlabyrinth verloren. Die Straßen sind jetzt sehr belebt, aber die Menge macht einen unheimlichen Eindruck. Es fehlen alle Individualitäten. Alles ist ganz und gar nach einer Schablone geformt, als wenn die Leute in der Fabrik gegossen wären. Alle haben die nämlichen schwarzen Augen, die nämlichen schwarzen Haare, vorn rasirt, hinten zum Zopf geflochten, die nämliche Kleidung, den nämlichen Regenschirm von geblötem Papier. Nur zwischen Reichen und Armen ist allerdings auch hier ein deutlicher Unterschied. Und so sind es vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen des Riesereiches vierhundert Millionen Menschen, alle genau nach demselben Muster, kein einziger mit blondem Haar, kein einziger ohne Zopf! Die Leute auf den Straßen werfen dem Europäer recht unfreundliche Blicke zu. Auch die Musik, welche die Kommis in den Läden machen, wenn sie keine Kunden zu bedienen haben, ist für die Ohren des Europäers kein Trost; sie erinnert ihn vielmehr an das bekannte Katzenkonzert, das Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. Nachdem der Reisende noch den Theehändler und den Porzellanverkäufer aufgesucht hat, besteigt er zum Schluß eine Pagode außerhalb der Stadt. Die Vorstadt, welche er bei dieser Gelegenheit passirt, beschreibt er als eine einzige Lumpensammler-Kloake voll unfäglichem Schmutz und pestilenzialischem Gestank.

Den Gesamteindruck endlich faßt der Franzose in folgende Worte zusammen: „Ich habe nun Kanton gesehen und noch nie hatte ich so deutlich den Abgrund ermeffen, der uns von der „Gelben Welt“ trennt. In der großen Stadt, die ich nach allen Seiten durchkreuzt habe, konnte ich nirgends ein Symptom wahrnehmen, daß der Europäer heute hier weniger fremd, weniger verabscheut wäre, als vor zweihundert Jahren. Ueberall stößt man auf die unüberwindliche Feindseligkeit einer Rasse, die einen ganz ungemessenen Hochmuth auf ihre fünf Jahrtausende alte Kultur besitzt. Unsere ganze Denkart, unser Fühlen, unsere Bestrebungen, alle unsere Auffassungen von den Problemen des Daseins sind so grundverschieden von den Ansichten des Chinesen, daß dieser sich damit begnügt, die europäische Art zu verachten, ohne sich auch nur dazu herbeizulassen, sie verstehen zu wollen.“

„Aus solchen Betrachtungen“ — fährt der Reisende fort — „wurde ich aufgeschreckt durch ein paar Steine, die, von unbekannter Hand geschleudert, mir um den Kopf sausten und an einer Mauer absprangen — ein Zwischenfall, mir alzu geeignet, die Nichtigkeit meiner melancholischen Gedanken zu bestätigen.“

„Herr!“ meinte nun der getreue Führer Cho-Bing in seinem gebrochenen Englisch, „Herr, sehr gut — heimkehren — schnell — Dampfboot. Hier Chinamann dumm — er gar kennen nichts.“ Und in beschleunigtem Trab ging der Tragseffel zum Schiff zurück. —

Kleines Feuilleton.

—e— Nach Hause. Als er am Morgen seine lange Wanderung antrat, überspannte ein wolkenloser, mattblauer Himmel die Straßen und Plätze der Weltstadt. Die kalte Winterluft war rein und durchsichtig; sie schien selbst nur der Abglanz eines verborgenen, gewaltigen Lichtscheines zu sein, gegen den sich jeder Gegenstand dunkel und scharf abhob, in dem auch das Fernste zum Greifen nahe lag. Noch sah man die Sonne nicht, aber man fühlte, daß sie kam. Bald brach sie mit einer ungeheuren Fluth goldenen Lichtes herein. Die Weltstadt lebte auf. Heißer pulsrte das Leben in den Straßen; neue Lebenslust und Freude schienen in die Herzen der Menschen eingezogen zu sein.

Auch ihm war frisch und fröhlich zu Muth gewesen. Unverdroffen war er trotz fortgesetzter Abweisungen von einer Arbeits-

stelle zur anderen gelaufen. Heute konnte es ihm ja nicht fehl- schlagen, unter so vielen, lachenden, heiteren Menschen, bei so viel Sonnenschein und Farbenpracht! So hatte er gehofft bis zum letzten Augenblicke. Allein, die Sonne ging, der Abend kam und mit ihm eine tiefe Muthlosigkeit nach dem sehlgeschlagenen Kampfe. Ein Grauen erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß er mit leeren Händen heimkehren müsse zu seinem Weib und seinen Kindern. Einen Theil des letzten Restes Brot hatte ihm die Frau mitgegeben; sie hatte ja wie er darauf gerechnet, daß er heute endlich Beschäftigung finden werde, und die Hungertage zu Ende seien. Bis zum Abend schlug sie sich mit den Kindern schon durch; dann kam ja der Vater und heute gewiß nicht mit leeren Händen.

Wie ein Bahnsünder starrte der Mann in dem dicken, gelblichen Dunst, der wie qualmender Rauch in der breiten Vorstadt- straße wogte. Ueber ihm zeigte der Himmel noch eine reine, zart- blaue Farbe, nahm allmählig einen leichten rosigten Schimmer an und verschwamm dann in eins mit der undurchdringlichen, schmutzig- gelben Dunstmasse, die alles Licht und alle Farben aufsoß. Hin und wieder drang ein fahler, matter Schimmer aus den ersten erleuchteten Säden durch die Dämmerung. — Eine furchtbare Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich des Mannes. Er fühlte sich so klein, so verlassen, so ohnmächtig, so elend, daß er am liebsten geweiht hätte wie ein Kind. Dann packten ihn Muth und Zorn gegen eine Welt, die ihm nicht einmal das Nothdürftigste zum künftigen Leben bot. Sein Herz krampfte sich zusammen, wenn er an sein Weib und seine Kinder dachte. Sie hatten sicher, wie er, den ganzen Tag über leise gehofft. Man hofft ja so gern mit hingivigem Muth. Und nun kam er mit leeren Händen, leerem Trost.

„Es war wieder umsonst, Frau, wieder vergebens! Aber, habe Muth, Mutter; hab Muth, Kinder! Morgen muß sich endlich etwas finden. Nur bis morgen haltet noch aus, bis morgen!“

Und morgen? Wenn das Morgen dem Heute gleiche? —

c. e. **Glasaugen.** Die Nachfrage nach künstlichen Augen war in den letzten zwei Jahren größer als jemals zuvor. Eine Firma allein hat im verfloffenen Jahre 35 000 künstliche Augen verkauft, 2000 mehr als im Vorjahre, während sich früher ihre jährlichen Verkäufe niemals höher beliefen als 20 000. Obenan unter den Ursachen, die gegenwärtig eine größere Nachfrage nach gläsernen Augen verursachen, steht die größere Billigkeit derselben. Vor zehn Jahren kostete noch ein gewöhnliches Glasauge 19 bis 21 M., und solche, die auf Bestellung gemacht und besonders sorgfältig gefärbt wurden, kamen auf 35 bis hinauf zu 150 M. Seit einiger Zeit ist jedoch ein künstliches Auge für 15 M. oder weniger zu haben, und die auf Bestellung gemachten kosten 30 bis höchstens 100 M. Dazu kommt noch, daß jetzt die künstlichen Augen sich mit größerer Annäherung an die Natürlichkeit herstellen lassen. Graue Augen werden am meisten fabrizirt. Dann kommen blau und braun, während schwarze nur auf Bestellung gemacht werden. Auch die besten Glasaugen halten sich bei beständigem Gebrauch nur ein Jahr, in Folge der Wirkung der Säuren, die aus den Augenhöhlen ausgeschieden werden. —

— **Woher kommt die Bezeichnung „Kommiß“?** In den „Münch. N. N.“ wird die Frage wie folgt beantwortet: Als Wallenstein gegen Straßburg zog, und Theile seines Heeres in der Mark lagen, waren die davon betroffenen Orte auf die Dauer nicht im Stande, das geforderte Brot zu schaffen. Man zog daher Städte und Dörfer, die nicht mit Einquartierung belastet waren, gleichfalls zu Lieferungen herbei. Um nun eine gerechte Verteilung der Korn- auschreibungen zu ermöglichen, hatten die Landesbehörden im Ein- verständniß mit den Truppenführern eine besondere Kommission damit beauftragt, die auch das Brot backen ließ. Diese Brode, welche von der Kommission verabfolgt wurden, hießen Kommissions- brode, woraus im Laufe der Zeit das „Kommißbrot“ entstand. —

Musik.

—er—. **Linden-Theater.** Sappé's „Fatinia“, die nach einer Pause von fast anderthalb Jahrzehnten wieder auf der Bühne des Linden-Theaters erschien, gehört zu jenen lebendig ge- bliebenen Operetten, welche die ehemalige Glanzzeit und Popularität des Wiener Singspielgenres verständlich machen. Auf der traditionellen Grundlage irgend einer verschollenen französischen Komödie ist eine amüsante Fabel aufgebaut, die sich von trauriger Operetten- bornirtheit ebenso entfernt hält, als von den erklügeltsten Satiren der späteren Wiener Journalistenlibretti. Die geschäftskundigen Textfabrikanten Zell und Gené waren gewiß keine Operetten- pamphletisten, aber umso geschicktere und maßvollere Karikaturen- zeichner von feiner Lustigkeit. Sappé's Musik hat wohl die Reizung zu opernhafter Aufgeblasenheit und vermag in dem leeren Pathos einiger Duette und Ensembles die italienische Abstammung ihres Autors nicht zu verläugnen, aber sie ist voll starker Erfindungs- kraft, voll wirksamen Bühnentemperaments und jener angenehmen Leichtsaßlichkeit, welche das Ohr der Deffentlichkeit so leicht erobert. Erzwungene Künstlichkeiten wird man bei Sappé weniger finden als melodische Trivialitäten, die mit energischem Talente für die weiteste Popularität geschaffen scheinen. In der Stimmsführung ist er ein unvergleichlicher Meister. Am den verhältnißmäßig guten Gesamteindruck der diesmaligen Vorstellung machten sich Fräulein Zimmerman (Wladimir-Fatinia), die in Spiel und Gesang die brutalen Züge eines fragwürdigen Operettenhumors stets

meidet, die Herren Hambroß, Becker, Steiner und Sieg- munn verdient. —

Kunst.

— Zur Erlangung von Entwürfen zu einem Monumental- brunnen vor dem Rathhause in Göttingen ist unter den Künstlern deutscher Reichsangehörigkeit ein Wettbewerb aus- geschrieben worden. Die Entwürfe müssen zum 1. Juni d. J. beim Magistrat in Göttingen eingereicht werden. Die drei Preise betragen 600, 400 und 200 M. —

Geschichtliches.

— **Preussische Deportationen nach Sibirien.** In Nr. 66 der Südpreußischen (jezt Posen) Zeitung vom Jahre 1803 findet sich die nachstehende behördliche Anzeige: Publikandum wegen Deportation infortigibler Verbrecher in die Sibirischen Bergwerke. Um das Eigenthum Allerhöchstdero getretenen Unterthanen gegen die verwegenen Angriffe der Diebe, Räuber, Brandstifter und ähnlicher grober Verbrecher möglichst sicher zu stellen, haben Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, zwar die nachdrücklichsten Maßregeln getroffen, solche Bösewichter ergreifen und empfindlich bestrafen zu lassen. Es hat aber die Erfahrung gezeigt, daß hierdurch der beabsichtigte Zweck nicht vollständig erreicht wurde, weil bei der größten Vorsee noch nicht verhindert werden konnte, daß nicht von Zeit zu Zeit mehrere solcher Ver- brecher aus den Strafanstalten entwichen und von neuem der Schrecken ihrer gutgesinnten Mitbürger geworden wären; und weil eben durch diese Hoffnung einer Möglichkeit, die Freiheit wieder zu erlangen, selbst die Verurtheilung zu lebenswieriger Strafarbeit in den Augen dieser Bösewichter viel von ihrem Abschreckenden ver- liert. Aus diesen Gründen haben Allerhöchstdieselben beschloffen, die in den Strafanstalten befindlichen infortigiblen Diebe, Räuber, Brand- stifter und ähnliche grobe Verbrecher, in einen entfernten Welttheil transportiren zu lassen, um dort zu den härtesten Arbeiten gebräucht zu werden, ohne daß ihnen einige Hoffnung übrig bliebe, jemals wieder in Freiheit zu kommen. Diefem gemäß ist mit dem russisch- kaiserlichen Hofe die Vereinbarung getroffen, daß dergleichen Bös- ewichter in den im äußersten Sibirien, über tausend Meilen von der Grenze der königlichen Staaten belegenen Bergwerken zum Bergbau gebraucht werden sollen, und es sind hierauf vorerst achtundfünfzig der verdorbensten solcher Verbrecher am 17. Juni d. J. an den kaiserlich russischen Kommandanten zu Warva wirklich ab- geliefert, um von dort in diese sibirischen Bergwerke transportirt zu werden. Seine kgl. Majestät werden durch fernere von Zeit zu Zeit zu bewirkende Absendung solcher Verbrecher die Eigenthums- rechte der sämtlichen Bewohner Ihrer Staaten gegen die Unter- nehmungen solcher Bösewichter schützen, und lassen daher dieses zur Beruhigung Ihrer gutgesinnten Unterthanen und zur Warnung für jedermann hierdurch öffentlich bekannt machen.

Signatum Berlin, den 7. Julii 1802.

Auf Sr. königl. Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl.
Graf v. d. Schulenburg. v. Goldbeck.

Völkertunde.

— **Der Eindruck der letzten Sonnenfinsterniß** auf die Bewohner Indiens. Bei den meisten eingeborenen Stämmen hat sich der alte Sonnenkultus bis heute erhalten. Eine Verfinsterniß des Sonnenballs erscheint ihnen als Kundgebung des Sonnengottes und erfüllt sie mit tiefer Scheu und Angst. Eingeborene Astronomen in Bombay prophezeiten alle Arten von Unglück, u. a. eine große verheerende Fluth; einige derselben erwarteten schon innerhalb acht Tagen ein entsetzliches Unglück. Während der Finsterniß kauerten sich die Hindu auf die Erde nieder, beteten an ihrer Gebetschnur und sangen Lieder und Hymnen. Die Parsi standen ehrfurchtsvoll da, das Gesicht der Sonne zugewendet und den Zendavesta (das h. Buch der Perser) in der Hand. Zerlumpte Bettler schwärmten überall herum, und die Hindu-Strassen hallten wider von dem Ruf: „Gebt Almosen, damit die Sonne aus den Krallen des Drachen Batu befreit werde.“ Die Menschenmassen, welche sich sonst bei Sonnenfinsternissen an der See versammeln, um zu baden, waren vom Gesundheitsamt in anbetracht der furchtbaren Seuche, welche noch immer in Indien herrscht, zerstreut worden. Die wenigen Badenden knüpften Durab-Gras an ihre Kleider und legten davon in ihre Speisevorräthe, um dieselben vor dem schäd- lichen Einfluß der Sonnenfinsterniß zu bewahren. Die Furcht vor einem Strafgericht des Sonnengottes that sich in einem allgemeinen strengen Fasten kund. Der Nizam von Heiderabad gab 50 Ge- fangenen die Freiheit und beschenkte sie mit Geld und Kleidern. Es ist der Glaube der Hindu, daß die Sonnenfinsternisse nur alle zwölf Jahre wiederkehrten, so lange Indien nicht unter mohammedanischer und britischer Herrschaft stand, und daß dieselben in Folge der vielen Sünden und Mißthaten jezt so häufig stattfinden. In Kalkutta und Benares badeten ganze Volksmassen in den Gewässern des Ganges. —

Medizinisches.

t. Sind die Heilstätten für Lungenkranke eine Gefahr für ihre Umgebung? Diese Frage ist in der Gegenwart, wo für die Errichtung besonderer Heilstätten für Tuber- kulose mit größerer Entschiedenheit eingetreten wird als je, eine höchst bedeutsame geworden, und es ist daher mit großer Genugthuung zu begrüßen, daß kürzlich ein Schweizer Arzt sich einer genauen Untersuchung der Frage unterzogen hat.

Die Furcht vor der Ansteckung hat sich mit der Entwicklung der Bakteriologie nur vergrößert, namentlich infolge übertriebener Vorstellungen von der Gefahr eingeathmeten Staubes, in dem bazillenhaltige Ausscheidungen von Lungenkranken umherfliegen sollen. Diese Annahme ist in dem Publikum vielfach durch unrichtige Nachrichten noch verstärkt worden. Danach ist es auch kein Wunder, daß eine Bevölkering mit großer Sorge dem Plane zur Errichtung eines Sanatoriums für Lungenkranke in der Nähe ihres Wohnsitzes gegenüber steht. Die eingebildete Ansteckungsgefahr ist bereits mehrfach geradezu als Hinderniß für die Anlage einer solchen Heilstätte an einem bestimmten geeigneten Plage aufgetreten. Aus der Thatfache, daß die Bazillen die Erreger der Krankheit sind, folgert man eben, daß jeder, der mit solchen in Berührung kommt, erkranken müsse. Ist dies der Fall, so ist auch die Besorgnis begründet, daß die Errichtung von Tuberkulose-Heilstätten eine Anhäufung der Ansteckungsgefahr für ihre Umgebung bedeuten würde, da es unmöglich ist, dieselben von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschließen. Aus diesem Grunde fürchten sich manche Gemeinden dagegen, das nötige Land für eine solche Heilstätte herzugeben. Dem gegenüber ist nun zunächst nachdrücklich hervorzuheben, daß eine bloße Verührung des menschlichen Körpers mit Tuberkelbazillen zu einer Ansteckung keineswegs anreicht, daß vielmehr zu einer solchen eine Verletzung der Haut oder der Schleimhäute nötig ist, außerdem ein geschwächter Zustand der körperlichen Kräfte — kurz: daß eine individuelle Veranlagung für das Zustandekommen einer Vergiftung durch den Bazillus vorhanden sein muß. Ferner ist die Thatfache sehr beruhigend, daß die Tuberkelbazillen leicht Feuchtigkeit annehmen und daher nur selten als Staub aufsteigen und auch dann wenigstens rasch wieder zu Boden fallen; in normaler aufrechter Haltung wird ein Mensch daher schwerlich solche Bazillen einathmen. Auch die Erfahrungen sprechen für diese Annahmen, denn Ärzte, Wärter, Krankenpflegerinnen u. s. w., die fortgesetzt mit tuberkulösen Personen zu thun haben, bleiben fast immer gesund, wenigstens hat man Erkrankungen bei ihnen niemals mit Sicherheit auf direkte Ansteckung durch die behandelten Kranken zurückführen können. Als ein weiterer wichtiger Beweis kommen nun die Untersuchungen von Dr. Kehl hinzu, der nach dem Totenregister des seit vielen Jahren vorzugsweise von Lungenkranken benutzten Kurortes Davos in der Schweiz feststellen wollte, ob sich die Tuberkulose seit dem Aufstehen solcher Kranker als Kurgäste unter der ansässigen Einwohnerschaft verbreitet hat oder nicht. Es wurden diesen Untersuchungen die Zivilstandsregister des Kreises Davos aus den letzten 50 Jahren zu grunde gelegt. Das Ergebnis kommt darauf hinaus, daß die Krankheit sich in diesen Jahrzehnten nicht merklich unter der Einwohnerschaft ausgebreitet hat. Dies ist um so auffälliger, als sich vielfach Lungenkranke, um der Gelegenheit einer neuen Erkrankung vorzubeugen, nach ihrer Besserung an dem Orte niederlassen. Man darf sogar sagen, daß die Sterbefälle an dieser Krankheit nicht einmal in demselben Verhältnisse zugenommen haben wie die Zahl der Bevölkerung. Der Verfasser zieht daraus den beruhigenden Schluß, daß die Bevölkerung der Umgebung von Lungenheilstätten einer vergrößerten Ansteckungsgefahr seitens der Tuberkulose nicht ausgesetzt ist. —

Astronomisches.

— Auf der Haupt-Sternwarte Pulkowa bei Petersburg ist, wie man der „Voss. Ztg.“ berichtet, eine interessante Beobachtungsreihe über den hellen, merkwürdig veränderlichen Stern α in Stier λ Tauri gelungen, die helles Licht über die Vorgänge auf dem Stern verbreitet. Im Jahre 1848 entdeckte der Engländer Bagendell, daß dieser helle Stern seinen Glanz in kurzen Perioden ändert, indem er in 3 Tagen 22 Stunden 52,2 Minuten von der Größe 3,4 auf die Größe 4,2 herabsinkt und zum vollen Glanze zurückkehrt. Fortgesetzte Beobachtungen zeigten aber, daß der Stern diese Zeit seines Lichtwechsels nicht genau einhielt, oft sogar um mehrere Stunden davon abwich. Aus den von A. Belopolsky mit dem großen 30zölligen Refraktor der Pulkowaer Sternwarte aufgenommenen Spektrogrammen geht nun hervor, daß das Gestirn aus zwei oder mehreren Sternen besteht, die mit großer Geschwindigkeit ihre Hauptbewegungen vollführen. Am kleinsten ist die Bewegung des Hauptsterns; ein zweiter Stern aber zeigte am 12. November eine enorme Geschwindigkeit, indem er sich um $10\frac{1}{2}$ geographische Meilen in der Sekunde auf uns zu bewegte, während er am 22. November sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Meilen in der Sekunde wieder in entgegengesetzter Richtung entfernte. Ferner scheint ein dritter Stern von kleinerer Masse im System mit umzuliegen, dessen Geschwindigkeit in der Sekunde sich von 12. zum 22. November um 22 geographische Meilen geändert hat. Das Gestirn λ Tauri gehört zu jener Klasse weißer Sterne, die hauptsächlich Strahlen glühender Wasserstoffgase ausstrahlen. Der räthselhafte unregelmäßige Lichtwechsel des hellen Sternes ist also durch die Bahnbewegung seiner Komponenten verursacht. —

Technisches.

k. Die Einführung zweistöckiger elektrischer Straßenbahnwagen mit Decksisen ist kürzlich in Chicago erfolgt. Die Wagen sind sehr lang, nämlich 11,6 Meter, und haben von den Schienen bis zum Verdeck gemessen 4 Meter Höhe. Ganz abweichend von den bislang gebräuchlichen Wagen

haben die neuen keine Thüren an den beiden Enden, sondern nur einen Eingang an der einen Seite des Wagens in der Mitte, wodurch er in zwei vollständig von einander getrennte Abtheile zerlegt wird. Der Wagen ist sehr elegant eingerichtet und auf insgesamt 90 Sitzplätze berechnet; vollbesetzt bieten aber die neuen Wagen die Möglichkeit, 150 Personen zu befördern. Das Verdeck ist vollständig offen, und auf der ganzen Länge mit Balken versehen; es kann aber auch in einen fest abgeschlossenen Raum verwandelt werden, was für den Winterbetrieb von großem Vortheil ist. Das Gewicht der neuen Wagen ist sehr hoch; es beträgt 15 Tons, übertrifft also noch die schwersten in Berlin im Gebrauch befindlichen elektrischen Straßenbahnwagen. Der Antrieb erfolgt durch vier Bestinghouse-Motoren, die je 34 Pferdestärken liefern, während die in Deutschland gebräuchlichen Wagen zumeist nur mit zwei Motoren von je 22 Pferdestärken Leistung ausgestattet sind. —

Humoristisches.

— Ein Käsedrama. Zu einem bayerischen Marktfeiern kam neulich am Viertisch unter den Abendgästen die Rede auf das Wort „Drama“. Ein Schuhmacher erklärte richtig das Wort zu deutsch „Handlung“. Ein anwesender Käsehändler hörte dies; er schwärmte bedeutend für alle Fremdwörter, und da er gerade an seinem Laden ein neues Firmenschild anbringen lassen wollte, so sah man wirklich schon nach wenigen Tagen an seinem Geschäfte in mächtigen Lettern die Firma prangen: „Käse—Drama“ von N. —

— Kathederblüthe. Professor: „Früher glaubte man allgemein, daß Homer ein blinder Sänger gewesen sei; spätere Forscher behaupteten, daß Homer gar nicht gelebt habe. Die Wahrheit liegt natürlich in der Mitte. —“

— Große Kartoffel. Der Amtsdienier Schlaun zeigt seinem Amtsvorsteher auf Erfordern an: „Der Köstlich Schule besitzt einen Acker an der Berliner Chaussee, bepflanzt mit Kartoffeln in der Größe von ca. vierzig Quadratmeter. —“ („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Ein Hamburger Rheder hat vor fünf Jahren bei Cella in der Kanadener Haide zwei Wapiti-Hirsche aus Canada ansetzen lassen. Diese gedeihen dort gut und haben sich bereits auf zwölf vermehrt. —

y. In Hamburg wurde in einem auf der Auktion gekauften Sekretär ein geheimes Fach mit zahlreichen Briefschaften entdeckt, die alle Bestätigungen für erhaltene „Menschenwaare“ mit genauen Angaben der Preise enthielten, die der Händler für die verkauften jungen Mädchen erhalten hatte. Die Polizei hat die Briefe beschlagnahmt. —

— Ein 25jähriger Tagelöhner in Ottweiler (Regierungsbezirk Trier) prahlte damit, er könne ein gefülltes Bierfaß mittlerer Größe über den Kopf schwingen und aufrecht halten. Bei dem Versuch ließ er es aber auf Gesicht und Brust fallen und erlag bald darauf den schweren inneren Verletzungen. —

— Montag Nacht machte ein Ingenieur aus Braunschweig in Halle einen Mordversuch auf eine Prostituirte und erschoss sich dann selbst. —

— Im Bahnhof zu Leoben (Steiermark) fuhr am Mittwoch ein Personenzug auf einen Güterzug. Ein Schaffner wurde getödtet, ein Bahnbedienter schwer, ein anderer sowie eine Reisende leicht verletzt. —

— Nach neunjähriger Arbeit wurde am Montag der 8100 Meter lange Tunnel unter dem Col di Leuda (Piemont) durchschlagen. Durch diesen Tunnel geht die neue Bahn von Cuneo nach Mentone, durch die Turin direkt mit der Riviera verbunden wird. —

— Auf der Halbinsel Krim herrschen seit einigen Tagen große Schneestürme. Der Verkehr ist unterbrochen; viele Personen sind erfroren. —

— Das Gehirn eines unlängst verstorbenen Londoner Zeitungsverkäufers wog 80 Unzen, ungefähr doppelt soviel wie ein gewöhnliches Menschengehirn. —

— In Sansibar sind vor einigen Monaten die Blattern ausgebrochen und bei der Saumseligkeit der dortigen Behörden zu einer Epidemie ausgewachsen. Jetzt sind sie auch auf das Festland, auch nach Deutsch-Ostafrika, hinübergekommen. —

— Für wohlthätige Stiftungen, die zum großen Theil für Zwecke der Wissenschaft ausgeführt wurden, sind in Amerika in den letzten drei Jahren nahezu 150 Millionen Mark aufgebracht worden. Die jährliche Summe ist dauernd gestiegen: sie betrug im Jahre 1895 38 406 000, im Jahre 1896 bereits 52 449 200 und 1897 57 499 200 M. Für Schulen und Hochschulen wurden im vorigen Jahre allein 21 168 800 M. gespendet. —

— Die längste Eisenbahnstrecke ohne Kurve befindet sich — wie von Weltreisenden einstimmig behauptet wird — in Südamerika, und zwar ist es die von Buenos Aires bis zum Fuße der Anden laufende Argentinische Pacific-Railway, die in der That aus verschiedenen vollkommen geraden Linien besteht, von denen die bedeutendste 211 englische Meilen lang ist, ohne die geringste Kurve zu bilden.